

Größer als der Schmerz

ANTOINETTE TUFF

mit Alex Tresniowski

Wie die dramatische Lebensgeschichte einer Mutter
den Amoklauf an einer Schule verhinderte

Aus dem amerikanischen Englisch von Oliver Roman

*Ich widme dieses Buch meinem besten Freund
und der Liebe meines neuen Lebens: dem allmächtigen Gott.*

*Danke, dass du für mich da warst
und mich durch all den Schmerz geführt hast,
und danke, dass du mir zwei wunderbare Kinder geschenkt hast,
die für mein Leben zum Segen wurden.*

*Ich widme dieses Buch auch meinem Sohn Derrick.
Du bist ein sagenhaftes Wunder,
und ich bin so stolz, dass Gott dich zu seiner Ehre gebraucht.*

Gott ist unsere Zuflucht und Stärke,
ein bewährter Helfer in Zeiten der Not.

Darum fürchten wir uns nicht, selbst
wenn die Erde erbebt,
die Berge wanken und in den Tiefen
des Meeres versinken.

Auch dann nicht, wenn die Wogen
tosen und schäumen und die Berge
von ihrem Wüten erschüttert werden.

PSALM 46,2–4

EINLEITUNG

Dienstag, 20. August 2013, Decatur, Georgia. An diesem ganz gewöhnlichen Morgen ist es noch dunkel, als ich aufstehe. Es ist fünf Uhr, und ich trete leise auf, um meinen Sohn nicht zu wecken. Ich schalte das Licht in der Küche an, setze mich an den Tisch und schlage meine Bibel auf, so wie jeden Morgen. Bevor ich irgendetwas anderes tue, spreche ich mit Gott. Ich tue das, damit ich weiß, was ich mit meinem Tag anstellen soll, wie ich reagieren, was ich sagen und wem ich helfen soll. Jeden Tag begeben sich mich ganz bewusst mit meinem Gott auf eine neue Reise, ich „verankere“ mich in ihm. Ich tue das alles an jenem 20. August 2013, ohne zu wissen, dass nur ein paar Stunden später ein Mann vor mir auftauchen und mir eine Kalaschnikow an den Kopf halten und mir mit einer Stimme, in der Schmerz und Wut mitschwingen, sagen wird: „Wir werden heute alle sterben.“

Ich lese wie an jedem Morgen Psalm 23. Den Psalm, den fast jeder kennt und der mit den Worten beginnt: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln“ (LU). Und in dem es weiter heißt: „Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir“ (LU)! Ich bewahre diese Worte den Tag über in meinem Herzen – wiederum ohne zu wissen, dass wenig später ein Mann die Schule, an der ich arbeite, betreten wird, der genug Munition in seinem Gewehr und in

seinem Rucksack hat, um in dem Gebäude mehr als die Hälfte der insgesamt achthundertachtzig Kinder, die zwischen vier und zwölf Jahren alt sind, zu töten.

Ich bereite das Frühstück für meinen eigenen Sohn Derrick zu, Eier, Schinken und Toast, während ich auf ihn warte und er die Treppe heruntergleitet, Arme und Gesicht zuerst, und die Füße nachschleift, weil er nicht gehen kann. Und während er sein Frühstück isst, bereite ich für ihn Brathähnchen mit Gemüse zum Mittag und Schweinekotelett mit Kartoffeln zum Abendessen vor. Ich lege beide Gerichte in gesonderte Schüsseln, damit er sie einfach aus dem Kühlschrank nehmen und erwärmen kann, wenn ich noch bei meinem Drittjob arbeite und er hungrig ist.

Ich eile nach oben, dusche und ziehe mich an. Anschließend setze ich mich noch für einen Moment zu meinem Sohn und lasse ihn wissen, wie sehr ich ihn liebe. Ich steige in meinen roten *GMC Envoy*, Baujahr 2003, der schon 320 000 Kilometer auf dem Buckel hat, und fahre auf der Interstate 20 Richtung Atlanta Stadtmitte. Ich nehme die Abfahrt *Flat Shoals*, und es dauert weitere drei Minuten, bis ich am Parkplatz der *Ronald E. McNair Discovery Learning Academy* an der *Second Avenue* angelangt bin. Ich sitze an diesem heißen, aber schönen Sommertag um Punkt 7 Uhr an meinem Schreibtisch und die Kinder fangen gerade an hereinzukommen.

Am Vormittag kommt der Rektor zu mir und bittet mich, um 12:30 Uhr an der Rezeption für die Empfangsdame einzuspringen, wenn sie Mittagspause macht. Zehn Minuten vorher mache ich mich bereit, sie abzulösen, da klingelt mein Telefon.

Der Anruf stellt sich als einer der verheerendsten Anrufe in meinem ganzen Leben heraus.

Ich bin tief entsetzt über die Nachricht. Ich sitze an meinem Tisch und fange an, wie ein Kind zu weinen, während ich gleichzeitig darüber nachdenke, wie ich in den letzten paar Monaten fast alles verlor, was mir in dieser Welt etwas bedeutete. *Herr, was willst du mir noch zumuten? Du sagtest, du würdest mir nicht mehr aufladen, als ich bewältigen könne, aber jetzt ist das Maß voll. Da ist kein Platz mehr, nicht ein bisschen. Also, Herr, was soll ich denn jetzt machen?*

Aber ich habe keine Zeit, weiter darüber nachzudenken. Es ist schon 12:40 Uhr und ich bin spät dran, also reiße ich mich zusammen und wische meine Tränen weg. Ich bitte Gott, mir Kraft ins Herz zu geben, und ich spüre, wie er mir sagt, dass ich meine Last ablegen und tun soll, was er sagt. Also lege ich die Gedanken an meine Probleme beiseite, setze mich an die Rezeption und mache mich an die Arbeit.

Fünf Minuten später geschieht das Udenkbare.

Und genau in diesem Moment kommt mir ein Vers aus der Bibel in den Sinn, und zwar Johannes 10,10:

„Der Dieb kommt, um zu stehlen, zu schlachten und zu vernichten.“

An diesem Morgen des 20. August 2013 steht auch ein kleiner, stämmiger Zwanzigjähriger auf und kleidet sich ganz in Schwarz. Er lebt in einem Bungalow an einer Allee in Decatur, einem Vorort von Atlanta. Seine Nachbarn kennen ihn als ruhigen, aber höflichen, sogar freundlichen und ziemlich durchschnittlichen Typ. Manchmal passt er tagsüber auf ein paar Kinder aus der Nachbarschaft auf.

Der Mann öffnet den Reißverschluss seines schwarzen Rucksacks und füllt ihn mit mehreren Schachteln Munition, bis nichts mehr hineinpasst. Er lädt neben dem normalen Magazin noch ein weiteres Magazin seines AK-47 Sturmgewehrs (Kalaschnikow), eine in Russland hergestellte automatische Waffe, die nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelt wurde und mehr als fünfhundert Schuss in weniger als einer Minute abfeuern kann. Sie ist eine der tödlichsten Waffen der Welt. Anschließend verlässt der Mann sein Haus an der *East Lilac Lane*, steigt in sein Auto und fährt den *Camellia Drive* hinunter zur *Second Avenue*, bis er an der *Ronald E. McNair Discovery Learning Academy* ankommt. Die Schule befindet sich weniger als einen Kilometer von seinem Haus entfernt. Er biegt auf den Parkplatz ein und findet eine Parklücke nahe am Vordereingang, so nahe an der Schule wie nur möglich.

Er steigt aus und geht zu den Eingangstüren. Seinen schweren Rucksack hat er über die Schulter geworfen und sein Gewehr trägt er versteckt und nach unten gerichtet an seiner Seite. Der Mann wartet, bis jemand eingelassen wird oder herauskommt, dann schleicht er durch die offene Tür ins Gebäude. Er geht drei, vier Schritte vorwärts und dreht sich dann nach rechts, in den ersten Raum, den er sieht – die Rezeption. Jetzt steht er in einem kleinen, schlicht gehaltenen Raum, vielleicht drei mal dreieinhalb Meter groß, mit Fenstern zur Straßenseite hin, geschlossenen Jalousien und mit einer Tür zu einem Gang, der zu den Klassenzimmern der Schule führt, wo Hunderte von Kindern an ihren Tischen sitzen, an Tafeln schreiben oder Bilderbücher ausmalen. Sie sind unschuldig, ahnungslos und in größter Gefahr ... weil dieser Mann jetzt mitten in ihrer Schule ist. Er steht vor der Rezeption. Seine Waffe hält er in beiden Händen und richtet sie auf die Frau hinter dem Tresen – auf mich.

„Das ist hier kein Scherz!“, schreit der Mann. „Das ist echt!“

Und weiter:

„*Wir werden heute alle sterben!*“

In dem Moment denke ich an die Worte aus Johannes 10,10, und ich werde zugleich von einem Schrecken gepackt, der größer ist als alles, was ich je erlebt habe. Er fühlt sich eiskalt an, geht bis in die Knochen und scheint endlos, verzehrend. Ganz plötzlich wird mir klar, dass ich mit einem Dämon in einem Raum bin, und dieser Dämon ist gekommen, um *zu stehlen, zu schlachten und zu vernichten*.

Der schwarz gekleidete Mann muss mich nur erschießen und durch die Seitentür gehen, und schon steht er vor dem ersten Klassenzimmer voller Kinder. All das wird nicht mehr als drei oder vier Sekunden dauern, es braucht nur seinen leichten Fingerdruck am Abzug und gerade mal zwanzig Schritte, ehe der Albtraum wahr wird und die Hölle und das Grauen sich wiederholen: *Columbine, Virginia Tech, Sandy Hook* – und *McNair* wird zu der „*McNair*“ werden. Ich bin so sehr verängstigt, dass ich nicht mal imstande bin, ein Gebet zu sprechen. Doch ich fange an, still, in meinem Innern, mit meinem himmlischen Vater zu reden – so wie ich es jeden Tag mache. Und während ich dasitze, mit zitternden Händen, einem rasenden Puls, dem Gewehrlauf vor Augen, stelle ich ihm eine einfache Frage:

„Gott, was machen wir jetzt?“

Mein Name ist Antoinette Marie Tuff. Vor den Ereignissen des 20. Augusts 2013 war mein Leben nicht außergewöhnlich, außer vielleicht mein Glaube an Gott. Dreiunddreißig Jahre lang

war ich mit dem einzigen Mann verheiratet, den ich je so sehr kennengelernt und geliebt habe, und wir haben zwei bemerkenswerte Kinder, LaVita und Derrick. Ich habe in meinem Leben schon so manche seelische, geistliche und finanzielle Schwierigkeit durchgestanden, und es gab Krisen, in denen ich eine solche Not und Verzweiflung empfand, dass ich glaubte, sie nicht länger ertragen zu können. Vor nicht allzu langer Zeit habe ich sogar versucht, mich umzubringen. Ich hätte es fast geschafft.

Ich bin im baptistischen Glauben groß geworden und fand, während ich heranwuchs, meinen eigenen Weg zu Gott. Seit ich erwachsen bin, ist Gott mein ständiger Begleiter. Er war immer bei mir, bei jedem Schritt. Auch wenn ich ihn manchmal nicht spüren konnte, war er selbst dann immer ganz besonders nah.

Er war da für mich, als mein Sohn mit einer ernsten neurologischen Erkrankung geboren wurde und als ihm eine andere

Gott führt uns
alle auf unse-
ren Wegen und
bereitet uns für
etwas vor, das
wir nicht immer
kennen.

Krankheit die Fähigkeiten raubte, zu sehen, zu hören und zu gehen. Gott war auch da, als mein Sohn im Sommer 2013 in einem Krankenhaus in Atlanta um sein Leben kämpfte, das nur noch an einem seidenen Faden hing. Er war auch da, als ich am 20. August diesen verheerenden Telefonanruf entgegennahm. Und Gott war bei mir, als der Bewaffnete hereinkam. Denn als der Dämon vom Tod sprach, sprach Gott vom Leben.

Über all das, was an diesem 20. August an der Rezeption der *McNair* geschah, haben Zeitungen, Nachrichten und TV-Sendungen ausführlich berichtet. Aber was sich in diesem Raum abspielte – was sowohl den Bewaffneten als auch mich zur selben Zeit an denselben Ort führte –, lässt sich nicht durch einen Polizeibericht, Zeitungsartikel oder fünfminütigen Fernsehbeitrag

erfahren. Denn bei dem, was da passierte, geht es weder um mich noch um den Schützen – *es geht vielmehr darum, wie Gott uns alle führt und uns für etwas vorbereitet, das wir nicht immer kennen*. In Sprüche 3,5+6 steht: „Verlass dich nicht auf deinen eigenen Verstand, sondern vertraue voll und ganz dem Herrn! Denke bei jedem Schritt an ihn; er zeigt dir den richtigen Weg und krönt dein Handeln mit Erfolg.“

Das, was Sie in diesem Buch lesen werden – die Geschichte darüber, was wirklich am 20. August in diesem Raum geschah –, ist auch die Geschichte eines langen und beschwerlichen Wegs, der mich letztlich dorthin führte, wo ich an diesem Tag gebraucht wurde. Insofern ist dieser Weg selbst eine Geschichte darüber, wie Gott mich auf unterschiedlichste Art und Weise für diesen Tag vorbereitet hat, und ein Beispiel dafür, wie er uns alle auf unseren wahren Zweck hier auf Erden vorbereitet.

Nur zwei Wochen, bevor ich in den Lauf der Kalaschnikow sah, saß ich in der Kirche und hörte, wie unser Pastor mit seiner sanften Stimme aus Hebräer 6 vorlas. „Als Gott Abraham sein Versprechen gab, da bekräftigte er seine Zusage mit einem Eid. Und weil niemand über Gott steht und diesen Eid Gottes beglaubigen konnte, schwor Gott bei sich selbst. Er versprach Abraham: ‚Du kannst dich fest darauf verlassen: Ich werde dich überreich mit meinem Segen beschenken und dir viele Nachkommen geben.‘“

„Sehen Sie“, fuhr unser Pastor fort, „es ist Gottes Verheißung, uns Leben zu schenken, nicht Tod. Er schwor uns das mit einem feierlichen Eid. Und er gab uns diese Verheißung, weil er uns *Hoffnung* schenken möchte. Er wollte uns dadurch *Ermutigung* schenken. Und diese Hoffnung, so heißt es im Hebräerbrief, ‚ist für uns ein sicherer und fester Anker‘.“

Ich saß in der Kirche, ließ die Worte auf mich wirken und dachte: *Ja, das ergibt einen Sinn. Hoffnung ist ein Anker.* Ich hatte in meinem Leben so viel Leid erlebt, so viel Unsicherheit und Chaos, dass ich mich manchmal wie ohne Halt in der Welt fühlte, so schwach und unbedeutend, dass ich jeden Moment wie in einem tiefen Meer in Vergessenheit geraten könnte. Aber nein, meine Seele war nicht haltlos. Meine Seele war durch Hoffnung in Gott verankert! Das zu erkennen, war für mich wunderschön und machtvoll.

Wir dürfen nicht zulassen, dass uns der Kummer des Lebens vorschreibt, wie wir handeln sollen. Wir müssen in Gott verankert bleiben. Und wenn wir das sind, wird uns ein solcher Glaube sicheren Halt geben.

Ich hoffe, dass Sie, wenn Sie die Geschichte meines Wegs lesen, etwas von Ihrem eigenen darin erkennen und Gedanken oder Worte finden, die Sie ansprechen und Ihnen vielleicht sogar dabei helfen, dieselbe verankernde Macht der Hoffnung und des Glaubens zu spüren, die ich am 20. August fühlte. Denn ganz egal, wohin uns unser Leben auch führt – ganz egal, in welchem Sturm wir unterwegs sind: Warten wir nicht alle auf die nächste Bestimmung? Hoffen wir nicht darauf, von Gott Schritt für Schritt beauftragt zu werden? Und stellen wir ihm nicht demütig dieselbe, einfache Frage:

„Gott, was machen wir jetzt?“

Unheil wächst nicht auf dem Acker,
und Mühsal schießt nicht aus
der Erde empor.

Nein, von Geburt an gehört zum
Menschsein die Mühe,
so wie zum Feuer die Funken gehören.

HIOB 5,6+7

KAPITEL 1

Ich war mittlerweile ziemlich geübt darin, es so aussehen zu lassen, als hätte ich nicht geweint. Ich wusste, wie ich mich ziemlich schnell zusammenreißen konnte. Von meiner Scheidung hatte beispielsweise keiner meiner Mitarbeiter etwas mitbekommen, weil ich solche Probleme für mich behielt. Ich wusste also, wie ich so tun konnte, als sei alles in Ordnung: ein paar tiefe Atemzüge, ein paar letzte Seufzer und ich war wieder gefasst.

Nach dem verheerenden Anruf, den ich über mein Handy bekommen hatte, hörte ich das Telefon auf meinem Schreibtisch klingeln. Ich wusste, es war die Empfangsdame, die sich wunderte, wo ich blieb. Zehn Minuten war ich bereits zu spät. Ich sagte ihr, dass ich in einer Minute da sei. Ich wischte jegliche Beweise aus meinem Gesicht, die verrietten, wie ich mich fühlte, und machte mich auf den Weg zur Rezeption.

Doch eine der jungen Lehrerinnen, Belinda, fing mich direkt hinter der Bürotür ab.

„Frau Tuff, haben Sie eine Minute?“, fragte sie. „Ich könnte ein wenig Hilfe bei meinen verschiedenen Versicherungsformularen gebrauchen.“

„Klar“, sagte ich. „Ich muss nur die Rezeption besetzen. Kommen Sie mit.“

An der Rezeption unterhielt sich die Empfangsdame gerade mit einer Mutter. Belinda und ich beteiligten uns kurz am Gespräch. Nach ein paar Minuten ging die Empfangsdame zum Mittagessen. Die Mutter verabschiedete sich und ging ebenfalls.

In dem Raum befindet sich ein Schreibtisch, eine Theke, ein paar Stühle, ein Unterschriftenblatt und ein Monitor, auf dem die Empfangsdame sehen kann, wer vor der Tür steht und den Haupteingang öffnen kann, der nur ein paar Schritte von der Rezeption entfernt ist. Es ist ein kleiner, ganz gewöhnlicher Raum, der quasi als Schleuse dient. Von hier aus gelangt man zu jedem Raum der Schule, wohin man eigentlich möchte.

Ich setzte mich hinter den Schreibtisch, Belinda breitete ihre Papiere aus, und wir kümmerten uns um ihre Versicherung. Das gehört zu meinen vielen Aufgaben an der Schule. Meine offizielle Arbeitsplatzbeschreibung lautet Buchhalterin, doch in Wirklichkeit mache ich viel mehr, als Rechnungen zu bezahlen und Buch zu führen. Alles, was mit Dokumenten oder Formularen zu tun hat, landet für gewöhnlich auf meinem Tisch.

Belinda brauchte Hilfe dabei, ihre Sozialleistungen zu verstehen. Sie war noch nicht lange Lehrerin und gerade erst Mutter geworden. Ihr blieben noch dreißig Tage, um sich und ihr Neugeborenes in unserem Versicherungsprogramm zu registrieren, wofür sie meine Hilfe benötigte. Belinda war eine Freundin von mir, und ich hatte ihr dabei geholfen, die Anstellung an meiner Schule zu bekommen. Während wir ihre Papiere durchgingen, saß sie hinter der Empfangstheke, und ich stand neben ihr, und wir unterhielten uns ein wenig über ihren kleinen Sohn. Ich half ihr dann dabei, den richtigen Versorgungsplan für ihre Familie zu wählen. Zu diesem Zeitpunkt war alles ganz ruhig. Die meisten Schüler waren beim Mittagessen.

So gegen 12:45 Uhr, etwa fünf Minuten nachdem ich die Empfangsdame abgelöst hatte, ging die Tür der Rezeption auf.

Ich blickte auf und sah einen ganz in Schwarz gekleideten Mann vor mir: schwarze Hose, schwarzes T-Shirt, schwarze Schuhe. Er sah jung aus und irgendwie verärgert. Sein Mund war grimmig verkniffen und seine Augenbrauen waren hochgezogen. Er trug kurz geschnittenes braunes Haar und seine Nase sah aus, als sei sie irgendwann mal gebrochen worden. In seinen Händen hielt er ein schweres, langes schwarzes Gewehr – eine Hand lag am Lauf, die andere am Abzug. Das Gewehr war an einem Gurt befestigt, den er über seine Schulter gelegt hatte. Ich nahm all das ohne ein Gefühl der Angst wahr, denn mein erster Gedanke war: *Ist das ein Scherz? Irgendein Junge, der mit einer Gewehrattrappe einen Streich spielt? Oder ist die Waffe echt und er will mir nur einen Schrecken einjagen?* Dass die Situation dramatisch gefährlich war, fiel mir nicht sofort auf. Vermutlich gelang es mir nicht, das Szenario so schnell zu verarbeiten, wie ich es gerade vor mir sah.

Was alles veränderte, waren seine Augen. Sie sahen gestört, getrieben und unzurechnungsfähig aus. Ich weiß nicht, wie ich es anders ausdrücken soll. Augen lügen nicht. Hätte sich jemand an diesem Tag ganz genau meine Augen angeschaut, wäre ihm klar geworden, dass ich geweint hatte. Und die Augen dieses Mannes offenbarten mir die Wahrheit darüber, was hier gerade geschah. Seine Augen waren weit aufgerissen und schienen irgendwie zu brennen. Dieser Mann meinte es nicht nur ernst, er meinte es todernst. Und plötzlich spürte ich das schreckliche Zusammensacken in meinem Magen, das nur entsetzliche Angst auslösen kann. Ich wusste, noch bevor er ein Wort sagte, dass ich in Schwierigkeiten war.

„Das ist kein Scherz!“, schrie er. „Ich will, dass Sie verstehen, dass das hier kein Scherz ist. Ich bin hier und das ist echt. Wir werden heute alle sterben.“

Er richtete seine Waffe auf Belinda und mich, während er diese Worte sagte, und machte mit dem Maschinengewehr deutlich, dass er nun die Kontrolle hatte. Die Waffe war alles, was er dazu

Dieser Mann
meinte es nicht
nur ernst, er
meinte es tod-
ernst.

brauchte, doch sein Schreien und Gefuchtel ließen meine Angst noch größer werden. Ich sah kurz zu Belinda rüber, sie drehte sich um und sah mich an. Ich sah Furcht und Panik in ihrem Gesicht. Und ich bin sicher, sie sah das Gleiche in meinem. Keiner von uns wagte, ein Wort zu sagen. Wir wandten uns wieder, still und ge-

schockt, dem bewaffneten Mann zu.

„Hören Sie mir zu“, sagte er. „Ich will, dass Sie genau das tun, was ich Ihnen sage. Das hier ist kein Scherz. Das passiert wirklich.“ Er ging einen Schritt auf uns zu und sah Belinda direkt an. „Sie“, sagte er, „gehen Sie, und sagen Sie allen im Gebäude, dass ich hier bin. Sagen Sie ihnen, dass das kein Scherz ist und dass das tatsächlich passiert.“

Belinda sah mich an, so als wollte sie sagen: „Soll ich wirklich gehen?“ Ich sah ihr an, dass sie mich nicht allein zurücklassen wollte.

„Geh nur“, sagte ich laut. „Tu, was er sagt. Los, geh!“

Ich weiß nicht, warum der bewaffnete Mann Belinda wegschickte und nicht mich. Vermutlich werde ich das wohl nie erfahren.

Belinda wartete kurz und versuchte, sich zu beruhigen. Wenn sie genauso erschrocken panisch war wie ich, müssen sich ihre Beine wie Gummi angefühlt haben. Dann drehte sie sich auf dem

Absatz um und schritt schnell aus dem Büro hinaus, durch eine Tür, die zum Lehrerzimmer führte. Es war Mittagszeit, deshalb hielten sich viele Lehrer darin auf, und durch die Wand konnte ich Belinda brüllen hören: „*Eindringlingsalarm!*“ Man hatte uns beigebracht, dieses Codewort zu verwenden, wenn wir ausdrücken wollten, dass es sich um ein echtes Sicherheitsproblem handelt.

Gleich im Anschluss, nachdem sie es ausgesprochen hatte, konnte ich Tische auf den Bodenfliesen rücken hören und Schritte huschen und den ganzen Tumult, der entsteht, wenn sich ein Raum leert. Dass der Bewaffnete das auch hören konnte, war klar. Ich sah ihn an und erkannte, dass das Geräusch ihn noch mehr aufregte. Er ging mit schnellen Schritten umher, so als könnte er seine Energie nicht unter Kontrolle halten, als wollte er schreien oder aus der Haut fahren. Stattdessen hob er sein Gewehr auf Augenhöhe und bewegte sich auf die Seitentür zu.

Die Seitentür ist die Tür, die zu den Klassenzimmern führt, in denen die Kinder sind.

„Was haben Sie vor?“, fragte ich. Es war das erste Mal, dass ich ihn direkt ansprach.

„Dieser ganze Krach!“, antwortete er. „Sagen Sie ihnen, sie sollen aufhören, sich zu bewegen!“

„Die tun ja nur, was Sie ihnen gesagt haben“, sagte ich. „Nur keine Sorge.“

Aber der Bewaffnete hörte nicht zu. Der Tumult verunsicherte ihn. Er öffnete die Seitentür und zielte mit seinem Gewehr den Gang entlang. Nur ein paar Schritte entfernt waren zwei Türen, die zum Medien-Zimmer führten, in dem Schüler Unterricht hatten, und weiter hinten ging es zu den Klassenzimmern für Zweit- und Drittklässler, und dahinter lagen die Klassenzimmer

für Technik und Musik sowie die Mensa. Wahrscheinlich befanden sich auf dieser Etage allein zweihundertfünfzig Kinder. In den Klassenzimmern über und unter uns ungefähr weitere sechshundert. Wenn auch nur eines dieser Kinder gerade jetzt den Gang betrat, würde es unmittelbar in das Blickfeld des Bewaffneten geraten.

An dem Schützen vorbei sah ich plötzlich ein mir bekanntes Gesicht im Gang: Russ, ein Mitarbeiter der Schule. Auch er hatte die Rufe „Eindringlingsalarm“ gehört, während er auf dem Weg Richtung Medien-Zimmer war. Er war dabei, sich in Sicherheit zu bringen.

Der Bewaffnete erblickte Russ und legte sein Gewehr an. Er zielte auf ihn. Die Zeit schien still zu stehen. *Er wird Russ töten, dachte ich, und anschließend die Kinder.*



Gott sagt uns, dass wir die Kinder beschützen sollen, die Unschuldigen unter uns, weil Kinder Gottes besonderer Segen für die Welt sind. „Hütet euch davor, hochmütig auf die herabzuse-

Wenn auch nur eines dieser Kinder gerade in diesem Moment den Gang betrat, würde es ins Blickfeld des Bewaffneten geraten.

hen, die euch klein und unbedeutend erscheinen“, heißt es in Matthäus 18,10. „Denn ich sage euch: Ihre Engel haben immer Zugang zu meinem Vater im Himmel.“ Und in Markus 9,42 lesen wir: „Wer einem Kind etwas antut, für den wäre es noch das Beste, mit einem Mühlstein um den Hals ins Meer geworfen zu werden.“

Doch in der heutigen Zeit bleibt nicht jedem Kind Leid erspart, nicht jedes Kind wird geschützt. Wir machen unsere

Kinder morgens für die Schule fertig und versuchen, nicht an den Terror und die Gefahren zu denken, in die sie geraten könnten. Wir versuchen, uns nicht das Monster vorzustellen, das aus der Dunkelheit tritt und bei hellichtem Tag das Leben eines Kindes zerstört. Aber wir wissen, dass es solche Monster gibt. Wir wissen, dass überall Gefahren lauern. Dann und wann sind Kinder in dieser gefährlichen Welt auf sich allein gestellt. Und manchmal fällt es ihnen auch zu, sich selbst zu verteidigen.

Mein Vater verließ meine Mutter, als ich zwei Jahre alt war. In den nächsten acht Jahren sollte ich ihn nicht einmal mehr zu Gesicht bekommen. Ich wusste nichts über ihn – wie er war, warum er uns verließ, wohin er gegangen war. Alles, woran ich mich erinnere, ist, dass zu jedem Weihnachtsfest für mich per Post ein Päckchen kam. Ich öffnete das Geschenk von meinem Vater, lief schnell zu meiner Mutter, zeigte ihr die Puppe, das Spielzeug oder was sonst zu zeigen war, und sie sagte jedes Jahr: „Dein Papa denkt immer an dich. Du weißt ja, dein Papa liebt dich.“

Erst viele Jahre später erfuhr ich die ganze Wahrheit. Denn an einem Weihnachtsfest traf nur ein einziges Päckchen ein, das nicht nur an mich, sondern auch an meine beiden älteren Brüder Timmy und John adressiert war. Bis dahin hatte immer jeder von uns sein eigenes Päckchen bekommen. Dieses Mal war da aber nur eins. Wir öffneten es gemeinsam und darin befand sich ein Radio. Es war ein einfaches Radio, weder ein sonderlich gutes noch ein schlechtes, doch es waren keine drei Geschenksendungen, eine für einen jeden von uns, so wie wir das für gewöhnlich erwartet hatten.

„Was sollen wir damit anfangen?“, fragte mein Bruder Timmy meine Mutter.

„Freut euch einfach darüber“, sagte sie.

Ich meine, es war letztlich John, der zwei Jahre älter ist als ich, der schließlich herausbekam, dass es nicht mein Vater war, der uns die ganzen Jahre über diese Geschenke geschickt hatte. In Wirklichkeit war es unsere Mutter gewesen. Jedes Jahr kaufte sie drei Geschenke, packte sie in je eine Schachtel, trug sie zur Post, schrieb Vaters Namen in das Feld für die Absenderadresse und schickte sie an unser Haus in Alexandria, Virginia. Wenn wir schlau genug gewesen wären, uns die Poststempel anzusehen, hätten wir gesehen, dass die Spielzeuge ihre Reise am selben Ort begannen und beendeten. Doch wir waren nicht so schlau. Wir waren einfach nur froh darüber, überhaupt Geschenke von unserem lang verschollenen Vater zu bekommen. Wir waren froh, dass er noch an uns dachte. Selbst nachdem John unsere Mutter mit dem Schwindel konfrontiert hatte, weigerte sie sich weiterhin, die ganze Geschichte auszupacken.

„Darum müsst ihr euch keine Gedanken machen“, sagte sie. „Euer Papa liebt euch.“

Meine Mutter sagte nie auch nur ein böses Wort über den Mann, der uns alle aufgegeben hatte. Nicht eine einzige Klage kam in all den Jahren, seit ich auf der Welt bin, über ihre Lippen. Wenn mein Vater seinen Kindern etwas angetan hat, indem er wegging und aus unserem Leben verschwand, und das hat er mit Sicherheit getan, dann sah es meine Mutter als ihre Aufgabe an, sein Andenken zu schützen und die Krise abzumildern. Ich bin sicher, dass sie es nicht ertragen konnte, uns die Wahrheit zu erzählen – dass unser Vater sich keinen Deut um uns scherte. Doch ich denke auch, dass sie nicht wollte, dass ihre Kinder einen Groll in ihrem Herzen hegten. Vielleicht hatte sie verstanden, dass die wahre Verletzung nicht das Verlassenwerden war, sondern die Wut, die dabei zurückbleibt.

Dass meine Mutter sich weigerte, schlecht oder überhaupt über meinen Vater zu reden, brachte mit sich, dass ich schier gar nichts über ihn wusste. Ich weiß bis heute nicht, wie sich meine Eltern kennengelernt oder warum sie sich getrennt haben. Ich weiß nicht, ob sie ein paar Jahre glücklich waren oder immer gestritten haben oder ob sie einander jemals wirklich geliebt haben – auch wenn ich das gern glauben möchte. Meine Mutter will noch immer nicht über diese Zeit reden. Für sie liegt das Ganze in der Vergangenheit und dort will sie es auch belassen.

Irgendwie war es mir auch egal, wie mein Vater war, denn ich wusste, dass ich meinen Charakter von meiner Mutter habe. Sie wuchs in High Point, North Carolina, auf, einer kleinen Stadt in den Südstaaten, wo die Sommer lang und heiß und die Erwachsenen streng, aber liebevoll waren. Sie hat sich stets ordentlich verhalten, und sie brachte ihren Kindern Manieren, Höflichkeit und Gottesfurcht bei, doch gleichzeitig war sie hart und streitlustig. Sie ließ sich nicht schikanieren, und sie wollte, dass wir, wenn wir erwachsen sind, über dieselbe Robustheit verfügen. Meine Mutter war eine Überlebenskünstlerin, schließlich zog sie ohne die Hilfe eines Mannes drei Kinder groß, und ich war stolz darauf, dass ich etwas von ihrer Lebendigkeit und ihrem Sinn für Unabhängigkeit geerbt habe. Schon als Kind war ich lebhaft und direkt. Ich sah keinen Grund dafür, meine Meinung für mich zu behalten. Hatte ich das Gefühl, etwas müsste gesagt werden, dann sagte ich es. Ich mochte es nicht, zu schweigen oder gesagt zu bekommen, was zu tun sei. Dass mein Mundwerk mich aber manchmal in Schwierigkeiten brachte, war eben der Preis dafür, dass ich so bin, wie ich bin.

Aus diesem Grund geriet dann wohl auch alles aus den Fugen, als plötzlich mein Vater wieder in mein Leben trat.

Ich war damals gerade zehn Jahre alt, als meine Mutter krank wurde. Wir wussten nicht, was ihr fehlte, doch später fand ich heraus, dass es Krebs war. Die Krankheit bereitete meiner Mutter ziemlich Angst, und sie traf die Entscheidung, dass es an der Zeit sei, dass wir unseren Vater kennenlernen – für den Fall, dass sie stirbt und wir bei ihm leben mussten. Das ist der Grund, warum sie ihn dazu gebracht hatte, uns drei Kindern zum ersten Mal an Weihnachten ein Geschenk aus seinen eigenen Händen zu schicken – das Radio. Sie wollte damit eine Tür öffnen, die zwischen uns lange verschlossen war.

In dem Sommer, als ich zehn wurde, schickte meine Mutter meine Brüder und mich weg, um bei meinem Vater und seiner neuen Frau in ihrem Haus in York, South Carolina, zu leben. Keiner von uns ist gern gegangen. Ich erinnere mich nicht mehr, wer uns dorthin gefahren hat, aber ich erinnere mich daran, wie wir drei auf der Veranda des großen weißen Kolonialhauses standen und schüchtern an die Tür klopfen. Sie öffnete sich und wir sahen zwei kleine Mädchen dastehen, ungefähr in meinem Alter. Sie starrten uns eine Weile an. Und dann schlugen sie uns die Tür vor der Nase zu.

Von da an wurde alles nur noch schlimmer.

Dieser erste Sommer in York – der Sommer, in dem ich meinen Vater kennenlernte – war lang, hart und eigenartig. Es war offensichtlich, dass niemand uns dort haben wollte – weder die Frau meines Vaters noch ihre fünf jungen Töchter, geschweige denn mein Vater selbst. Er machte uns deutlich, dass wir für ihn und seine Familie nur eine einzige Zumutung waren. Anstatt uns im selben Schlafzimmer wie seine Töchter schlafen zu lassen, verlangte er von uns, dass Timmy, John und ich auf dem Boden im Wohnzimmer schliefen. Und wenn Arbeiten zu verrichten

waren, hatten wir drei den Eindruck, als würden wir immer mehr als unseren gerechten Anteil erledigen müssen. Gab es beispielsweise im Garten Gemüse zu ernten, schickte mein Vater nicht etwa eine seiner Stieftöchter, sondern mich.

„Ich bin aus der Stadt“, sagte ich ihm. „Wir ernten da kein Gemüse.“

„Pass auf, was du sagst“, erwiderte er.

Irgendwann in dem Sommer bat ich meinen Vater, dass er mir unbedingt etwas kaufen musste.

„Ich brauche Damenbinden“, sagte ich.

„Ich kann dir nicht helfen“, antwortete mein Vater barsch. Er sagte nicht, warum.

„Aber ich brauche sie“, sagte ich. Doch er ließ nicht mit sich reden. Er versagte mir die Binden nicht etwa als eine Art Strafe. Ich interessierte ihn einfach nicht genug, um mir zu helfen, sie zu bekommen.

„Du bist gemein zu diesem Kind“, warnte ihn an diesem Tag seine Mutter – meine Oma. „Denke daran, wenn du sie schlecht behandelst. Sie wird eines Tages diejenige sein, die dich unter die Erde bringt, wenn du alt bist.“ Als Antwort grunzte mein Vater nur. Und er war weiterhin gemein zu uns. Es war, als ob Timmy, John und ich seine Stiefkinder wären und die Kinder seiner zweiten Frau seine richtigen. Und weil diese genau wussten und spürten, dass sie bevorzugt wurden, verhielten sich die Mädchen schrecklich uns gegenüber – insbesondere mir gegenüber.

„Aus dir wird niemals jemand“, sagte eine von ihnen. „Du wirst eine Herumtreiberin.“

„Ja, du bist ein Niemand“, sagte eine andere. „Du bist nichts und aus dir wird nichts.“

Selbst die zweite Frau meines Vaters gewöhnte sich an, mich mit ihren Töchtern zu vergleichen, und das nicht auf schmeichelhafte Weise. Wenn es nach ihr ging, waren sie klüger, hübscher und insgesamt bessere Menschen als ich. Selbstverständlich hatten sie auch eine verheißungsvollere Zukunft. Ich glaube, manchmal habe ich gehofft und mir gewünscht, mein Vater würde für mich in die Bresche springen, doch das tat er nie. Das ständige Schikanieren hörte einfach nicht auf.

Das einzig Gnädige in diesem Sommer war die Zeit, die ich mit meiner Oma – ihr gehörte das weitläufige Anwesen, auf dem das Haus meiner Tante stand – und mit meinen Tanten verbrachte: Tante Bee, Tante Katie und Tante Joann. Sie alle mochten mich anscheinend mehr als mein Vater. Oma lebte in einem großen Haus, das einen Fußweg vom Haus meiner Tante entfernt lag. Nachdem ich wusste, wie ich dorthin gelangen konnte, ging ich fast jeden Tag hin. Ich kannte meine Oma nicht wirklich und anfangs redeten wir nicht viel miteinander. Doch ich denke, nachdem der Sommer vorüber war, gefiel es ihr, mich um sich zu haben. Meine Brüder und ich halfen ihr dabei, ihre Hühner und Schweine zu füttern. Es machte uns Spaß, ihre dreckig-braunen Schweine in ihrem Stall herumzujagen und sie am Schwanz zu ziehen, damit wir hören konnten, wie sie quiekten, und dann selbst wegzurennen, wenn sie uns jagten. Manchmal jagten wir ihre Ferkel herum, sodass die Säue böse wurden und uns noch ein bisschen länger jagten. Wir alle dachten, das wäre das Witzigste auf der Welt – schreiend und lachend nur einen Schritt vor diesen wütenden Schweinen zu flüchten.

Wenn wir früh bei Oma waren, bereitete sie uns ein gutes Frühstück zu: Schinken und selbst gemachte Kekse mit zucker-süßem Ahornsirup. An vielen Nachmittagen ernteten Oma und

ich Gemüse in ihrem zwanzig Hektar großen Garten. Er war so groß, dass wir es nie von einem Ende zum anderen geschafft haben. Wir ernteten gemeinsam Kürbisse, Tomaten und Blaubeeren, brachten sie in die Küche, kochten sie ein oder aßen sie an Ort und Stelle. Diese Nachmittage im Garten mit Oma waren mit die schönste Zeit meiner Kindheit.

Eines Tages, als wir Gemüse in einem ausgesprochen dicht bewachsenen Teil des Gartens ernteten, hörte ich ein zischendes Geräusch, sah nach unten und erblickte eine Klapperschlange, die direkt auf mich zukam. Ich ließ das Gemüse fallen, schrie laut auf und wollte sogleich wegrennen, doch Oma hielt mich am Arm fest.

„Nein, mein Kind, renn nicht weg“, sagte sie. „Du darfst dich von einer Schlange nicht erschrecken lassen. Du erschreckst die Schlange!“

Im selben Moment stampfte Oma fest mit ihrem Fuß auf und die Klapperschlange schlich davon. Danach ging Oma wieder zurück und pflückte weiter, so als wäre nichts gewesen.

„Lass dich nie von etwas erschrecken“, sagte sie, als sie eine dicke reife Tomate vom Strauch pflückte.

„Und hör nicht darauf, was diese Kinder dir sagen. Die sind einfach nur gemein.“ Ich machte mich auch wieder ans Pflücken und hielt dabei immer mit einem Auge Ausschau nach Schlangen auf dem Boden und wiederholte im Kopf die Worte meiner Oma, damit ich sie nicht vergaß.

„Lass dich nie von etwas erschrecken“, sagte Oma.

Meine Mutter kämpfte drei Jahre lang gegen den Krebs, deswegen wurden wir für insgesamt drei Sommer zu unserem Vater geschickt. Während des dritten Aufenthalts, als ich dreizehn war, verschlimmerte sich die Lage drastisch. Mein Vater und ich waren uns über die drei Jahre kein Stück nähergekommen, wir hatten uns nur noch weiter voneinander entfernt, und als ich älter wurde, wurden unsere Auseinandersetzungen noch schlimmer. Ich hatte zu allem eine Meinung, und obwohl es klar war, dass sich niemand darum scherte, was ich dachte, sagte ich sie trotzdem. Und während jeder den Eindruck hatte, er hätte das Recht, mir zu sagen, was ich tun sollte, hörte ich auf niemanden und tat nur das, was ich wollte. Das gefiel meinem Vater nicht. Doch soweit es mich anging: Wer war er, dass er überhaupt irgendeine Autorität über mich haben sollte? Er wusste nicht, was für mich das Beste war, schließlich war er nicht wirklich Teil meines Lebens. Und überhaupt, er kümmerte sich nicht um mich. Also war ich auch nicht bereit, mich von ihm herumkommandieren zu lassen.

Eines Abends forderte mein Vater mich auf, ich solle das Haar von einer der Töchter seiner Frau flechten. Ich konnte wirklich gut flechten, und ich machte das für alle meine Freundinnen und ein paar meiner Cousinen, die in der Nähe wohnten. Aber keinesfalls würde ich es für eines seiner bösen Stiefkinder tun.

„Nein“, erwiderte ich. „Lass sie es doch selber flechten.“

„Du tust, was ich dir sage“, sagte mein Vater, mit mehr Zorn in der Stimme, als ich gewohnt war.

„Mach du es doch selbst, wenn du es so sehr willst.“

Darauf stand mein Vater von seinem Stuhl auf und ging zu einem Schrank. Er zog einen hölzernen Besenstil heraus und kam direkt auf mich zu. Er zog mich auf den Flur hinaus und

schlug mir mit dem Besenstil quer über die Beine. Ich schrie vor Schmerz. Er schlug mich wieder und wieder, manche der Schläge landeten auf meinen Armen und meinem Rücken, als ich versuchte, mich davor zu schützen. Andere trafen mich, wo sie sollten. Es gelang mir, wieder auf die Füße zu kommen. Ich rannte zur Tür. Ich riss sie auf, doch ich war viel zu wütend, um zu gehen, ohne etwas zu sagen. Ich glaube, ich war in meinem Leben nie über irgendetwas wütender gewesen als über diese Schläge.

„Ich werde nie wieder mit dir sprechen!“ schrie ich meinen Vater an, der mit dem Besenstil in der Hand dastand und heftig atmete. „Ich werde auf dein Grab spucken!“

Ich schlug die Tür hinter mir zu und rannte den ganzen Weg zum Haus von Tante Bee und blieb den Rest des Sommers bei ihr und Oma. Was ich damals noch nicht wusste: Für die nächsten sechs Jahre sollte ich kein einziges Wort mehr mit meinem Vater sprechen.

Als der Sommer vorüber war, reiste ich zurück nach Alexandria, um bei meiner Mutter zu sein. Aber als ich ankam, erfuhr ich, dass es kein Zuhause mehr gab, zu dem ich hätte zurückkehren können. Meine Mutter hatte unser Haus verloren. Gesundheitlich ging es ihr jetzt zwar besser, aber die vielen Arztrechnungen waren zu hoch gewesen, sie konnte die Miete einfach nicht mehr bezahlen. Daher mussten meine beiden Brüder jetzt das ganze Jahr über bei meinem Vater in York bleiben.

Und meine Mutter und ich sollten für die nächsten dreizehn Monate obdachlos sein.

Dabei hilft uns der Geist Gottes
in all unseren Schwächen und Nöten.

Wissen wir doch nicht einmal,
wie wir beten sollen,
damit es Gott gefällt!

Deshalb tritt Gottes Geist für uns ein,
er bittet für uns mit einem Seufzen,
wie es sich nicht in Worte fassen lässt.

RÖMER 8,26

KAPITEL 2

Der Bewaffnete legte sein Gewehr an und zielte damit auf Russ. Russ stand im Gang zum Medienzimmer. Ich wusste nicht, ob er es hineinschaffen würde. Nur eine Sekunde, dann wäre das Leben dieses Mannes vorbei. Ein Zug am Abzug, und das war's.

Ich beschloss, dem Bewaffneten etwas zuzurufen, um ihn abzulenken.

„Was tun Sie da?“, fragte ich ihn laut.

„Sagen Sie denen, sie sollen aufhören, sich zu bewegen!“

„Sie tun nur das, was Sie gesagt haben. Kommen Sie jetzt wieder rein. Es ist alles in Ordnung.“

Der Mann ließ die Waffe sinken, kam zurück in den Raum und schloss die Tür. Ich konnte hören, wie die Tür zum Medienzimmer zugeschlagen wurde. Russ war drinnen. Er war in Sicherheit, jedenfalls für den Moment.

Ich weiß nicht, warum der Bewaffnete Russ nicht erschossen hat. Ich weiß auch nicht, warum er wieder zu mir ins Zimmer zurückkam, nachdem ich ihn aufgefordert hatte, dies zu tun. Solche Fragen stellte ich mir damals in der Situation auch nicht. Ich hatte in dem Moment nur eins verstanden: Je länger ich den Bewaffneten an der Rezeption halten konnte, desto länger dauerte es, bis er zu schießen begann.